



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brüggen, E. von der: Polnische Politik : 2. Russen und Polen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nehmen, sagte Graf Caprivi und handelte danach: Bismarck hat daselbe gedacht, aber nicht offenkundig danach gehandelt. Der zweite Kanzler scheute sich daher auch nicht, die unglücklichen kolonialpolitischen Zustände, die sich unter Bismarck hatten einstellen können, schriftlich und gesetzlich festzulegen, anstatt sie zu beseitigen. Er erkannte die Preisgabe Sansibars urkundlich an und gab voreilig Witu auf. Er legte um die Kolonien Bäume, über die wir nicht mehr weg können. Aus allen seinen kolonialpolitischen Maßnahmen geht das Bestreben hervor, die Differenzen mit England, die schon Bismarcks Politik bedroht hatten, aus der Welt zu schaffen, weil er den Wert der Kolonien für zu gering hielt, als daß er durch sie die Festlandspolitik erschweren lassen sollte, kurz, Caprivi war in der überseeischen Politik der extreme Bismarck — aber ohne diplomatische Hülle. Wie groß auch die Verdienste Caprivis um Handel und Industrie sind, denen er durch seine Handelsverträge ein weitsehendes sicheres Arbeiten ermöglichte, für die Kolonialpolitik und das größere Deutschland war er ein Unglück.



Polnische Politik

2. Russen und Polen



ehen wir uns nun an der Hand des im vorigen Abschnitt genannten Buchs die Erfolge an, die Rußland seinen Polen gegenüber in der Verrufung erzielt hat. Denn wie oft man aus russischem Munde auch schon gehört hat, man beabsichtige gar nicht, die Polen zu Russen zu machen, so ist es dennoch thatsächlich das erstrebte Ziel. Oder was hieße es denn sonst, wenn der Verfasser erklärt, es handle sich bloß um eine Ausrottung der polnischen Besonderheiten, die die Polen von Rußland scheiden (S. 16)? Wenn das gelänge, was bliebe denn da noch polnisch am Polen außer etwa eine besondere Barttracht und ein andres Temperament? Alles besondere am Polen ist eben das Polnische, das ihn vom Russen wie vom Deutschen scheidet, und das er sich nicht nehmen zu lassen entschlossen ist.

Der Verfasser weist die russischen Stimmen zurück, die die russische Aufgabe in Polen-Litauen für gelöst, die russische Herrschaft für genügend befestigt halten, um sich nun ganz der großen Sache im Osten zu widmen. Er hält die Aufgabe keineswegs für gelöst; und wenn er sie so faßt, wie ich es oben angedeutet habe, dann freilich scheint mir, daß sie noch vom A an bis zum Z ungelöst ist. Denn der Pole ist dort so polnisch geblieben und so verschieden und geschieden von den Russen, wie er es jemals war. Polen ist weit mehr

verdeutsch, als Kronpolen verrußt ist. Und um meine Ansicht im ganzen vorweg zu sagen, liegt der Grund nicht in der gegenüber der deutschen minderwertigen russischen Schule, sondern in dem fast völligen Mangel an russischer Einwanderung in diese polnischen Gebiete.

Auch in Kronpolen liegt wie in Posen die nationale Führung nicht mehr so ganz wie früher in der Hand des Adels, sondern ist in steigendem Maße in die des Klerus übergegangen. Indessen spielt das Magnatentum mit seinem Trabantenheer der Schlachta immerhin noch eine sehr hervorragende Rolle und könnte noch immer die Führung wieder übernehmen, wenn es einen Kampf gälte, der bessere Aussichten böte, als es die leichtsinnige Erhebung von 1863 that. Der Adel setzt bei solchen Unternehmungen sehr viel mehr aufs Spiel, als der seiner reichen jesuitischen und bernhardinischen Freunde beraubte Klerus, und viele Tausende seiner Glieder haben im russischen Reich Erwerb und Stellung gefunden. Aber die von dem verstorbenen Markgrafen Wielopolski unternommen und von dessen Sohne mit geringerem Geschick fortgesetzten Versuche einer polnisch-russischen Ausöhnung haben, ob aufrichtig oder nicht, keinen Erfolg gehabt und werden keinen haben. „An dem Tage, sagt der Verfasser, wo die polnische Aristokratie offen erklären wird, sie gehe in das Lager der Regierung über, wird auch jede politische Rolle im Lande für sie ausgespielt sein.“ Um so systematischer hat die katholische Kirche, die jederzeit der Herd aller polnischen Unruhen gewesen ist, ihre „aktive Thätigkeit gegen eine organische Verschmelzung der westlichen Grenzlande mit dem Zentrum“ organisiert. In ihr sieht der Verfasser den einzigen gefährlichen Feind Rußlands, besonders seit sich Rom die Wiederherstellung eines polnischen Staats als Waffe im Kampfe mit der russischen Kirche zur Aufgabe gestellt habe. Die Zerschlagung der von Rom geschaffnen Zentralisation, die Errichtung einer vom Papste unabhängigen katholischen Kirche, das seien die Ziele, die Rußland verfolgen müsse. Bis 1863 habe sich der Klerus hauptsächlich auf die Schlachta verlassen; seitdem aber wende er allen Eifer der Aufregung der Bauern gegen Rußland zu und werde, wenn diese Thätigkeit andauere, sein Ziel ohne Zweifel erreichen, weshalb vor allem die Priesterseminare einer strengen staatlichen Überwachung zu unterwerfen seien.

In der Verwaltung des Landes, besonders in der Behandlung der bäuerlichen Zustände wirft der Verfasser der Regierung eine schwankende Haltung vor. Aber im Grunde richtet sich sein Unwille nur gegen die Vertreter des Staats, die, wie Graf Berg, Graf Rogebue, Albedinski, sich nicht unbedingt zu Vollstreckern der durch Unkenntnis wirtschaftlicher Dinge und Mißachtung des Rechts ausgezeichneten sogenannten Milutinschen bäuerlichen Reform hergeben wollten.

Die Lage der polnischen Fabrikbevölkerung hält der Verfasser für weit schlimmer als die der innerrussischen. Der schlimmste Feind des Fabrikarbeiters ist der Jude, der ihn durch Vorschüsse in der Hand hält. Die Abhängigkeit vom Juden hindert ihn, eine Verbesserung seiner Lage durch Auffuchen höhern Ver-

dienstes in einer andern Stadt oder Fabrik zu erreichen; die Freizügigkeit wird durch den Juden unterbunden, der seinen Schuldner nicht aus der Hand läßt. Von dieser Beschäftigung lebt ein großer Teil der 40000 Juden, die den Handel des Landes beherrschen. Bis 1885 gab es in den Industriezentren keine Werfführer polnischer oder russischer Herkunft; seitdem die Regierung eingegriffen hat, hat sich das geändert, sodaß im Jahre 1894 in Lodz 44 Prozent der höhern und 73 Prozent der niedern Werfführer Polen waren. Dies wurde hauptsächlich durch die 1892 errichtete Examinationskommission erreicht, durch die alle Ausländer entfernt wurden, die der russischen Sprache nicht genügend mächtig waren.

Der Volksunterricht war ehemals in der Hand der Geistlichkeit und der Orden und ist heute in der der russischen Beamten. Eine Volksschule kommt auf 2150 Einwohner, ein Schüler auf 38 Einwohner. Von allen Schülern vollenden den Kursus 4,4 Prozent, die meisten begnügen sich mit einem Schuljahre, und dieses Schuljahr umfaßt 100 Schultage; aber von diesen 100 wird wiederum meist nur an 50 Tagen die Schule wirklich besucht; kurz die Rechnung ist so, daß nur wenig Kinder mehr als 50 Tage ihres Lebens den Lehren der russischen Pädagogen widmen, die freilich auch wenig passend für ihren Beruf sind. So sinkt die Zahl der Schüler und der Schriftkundigen stetig im Verhältnis zur Volkszahl. Man muß übrigens berücksichtigen, daß der Verfasser hier nur den offiziellen russischen Unterricht im Auge hat, der nicht nur in den Mittelschulen, sondern auch beim niedern Volke nicht selten von den Eltern durch häusliche Unterweisung ergänzt oder ersetzt wird.

Der Religionsunterricht wird in der Regel vom Lehrer, nicht vom Priester erteilt, was zur Folge hat, daß überall die Kinder außerhalb der Schulen vom Priester Unterricht erhalten. Der Einfluß, den der Klerus durch einen solchen unkontrollierten Unterricht auf Kinder und Eltern gewinnt, veranlaßt den Verfasser, die Forderung zu stellen, daß dem Priester der Religionsunterricht in der Volksschule übertragen werde. Diese Forderung hat auch der gegenwärtige Generalgouverneur, Fürst Imeretinski, in seiner dem Zaren vorgelegten Denkschrift vom 12./24. Januar 1898 erhoben, aber vergeblich, da, wie viele andre seiner Vorschläge, so auch dieser nicht die Zustimmung des Oberprokurators Pobedonoszew gefunden hat.^{*)} Die einzige Konzession, die bisher auf diesem Gebiete den Polen gemacht worden ist, war die im September erlassene Verfügung, daß die Zahl der Stunden für polnischen Sprachunterricht in den Mittelschulen von zwei auf fünf oder sechs erhöht werden solle. In diesen Stunden lernen die polnischen Kinder ihre Muttersprache meist von russischen Lehrern und in russischer Unterrichtssprache. Unter diesen Verhältnissen ist es natürlich, daß die Zahl der geheimen polnischen Privatschulen in den Städten

^{*)} Die Denkschrift und ihre Behandlung in dem Ministerkomitee sind zu Anfang des vorigen Jahres in London veröffentlicht worden unter den Titel: „Geheimnisse unsrer Reichspolitik in Polen“ (russisch).

und Flecken und die Fälle häuslichen Unterrichts fortwährend wachsen, und daß der katholische Priester den vorwiegenden Einfluß auf die Jugend behält. Die staatlichen Gymnasien haben ausschließlich die Bedeutung, daß der polnische Jüngling in ihnen die russische Sprache gründlich kennen lernt; im übrigen verstärken sie nur den Haß der Jugend gegen Rußland: der Staat hat mit der Vermehrung der russischen Gymnasien künstlich die Zahl seiner Feinde vermehrt. „Wir fördern, sagt der Verfasser (S. 307), auf jede Weise die Bildung der polnischen intelligenten Klassen und wünschen zugleich in ihnen alle Verbindung mit der Vergangenheit zu zerreißen, sie rein russisch zu machen, als ob das erste nicht dem zweiten widerspräche, als ob nicht allen und jedem bekannt wäre, daß bei geknechteten Völkern der nationale Geist um so entwickelter ist, je gebildeter der Mensch ist.“ Logisch wäre es, freilich auch grausam, dem Polen jedes Mittel zur Bildung zu nehmen. Aber zum Glück verhalte es sich so, daß der Pole, indem er Pole nach Glauben, Sprache, Rechten bleibe, unbedingt ein treuer russischer Unterthan sein könne. Überall in Rußland seien Polen zu finden, die in friedlicher Arbeit neben dem Russen stehend sich eng mit dem Russentum verschmölzen. Die den Mittelschulen gestellte Aufgabe sei phantastisch, die Mittel zu ihrer Lösung aber seien widersinnig. Denn die Schulverwaltung habe als Mittel zur Verwandlung der Polen in Russen nicht die Erweckung von Liebe zu Rußland erkannt, sondern die Ausrottung der Anhänglichkeit an alles dem Polen Heimische. Mit diesem Ziele werde in den Gymnasien alles Polnische verfolgt und verhöhnt, der Pole erscheine als ein niedriges, verächtliches Wesen. Und der Verfasser unterläßt nicht, Beispiele dieses Verfahrens anzuführen, wie die polnische Vergangenheit in Geschichte und Litteratur mit Fälschungen entwürdigt, die polnischen Geistesgrößen vor den Ohren der polnischen Jugend beschimpft würden, wie sie gezwungen würden, russische Dichtungen anzuhören, in denen das Polentum geschmäht werde usw. Diese russischen Eiferer vertieften nur den Abgrund zwischen Polentum und Russentum und bildeten sich dabei noch ein, der russischen Sache zu dienen. Mit ihrer Verachtung, ihrem Haß des Polnischen verzehnfachten sie den Haß des polnischen Jünglings gegen alles Russische und weckten den Haß auch dort, wo er vorher nicht war. Zu alledem fehle in der Thätigkeit der Gymnasien die sittlich-pädagogische Seite völlig, alles ruhe auf dem Lehrbuch, der Lehrer bedeute nichts. Das Schulwesen, wie es jetzt sei, nähere das Polentum nicht dem Russentum, sondern entferne es von ihm (Kap. VII).

Diese scharfe Beurteilung des Hauptwerkzeugs, mit dem die Russifizierung betrieben werden soll, oder richtiger seiner Anwendung, der Art seiner Handhabung, ist um so beachtenswerter, wenn sie, wie es scheint, aus der langen Erfahrung eines hochgestellten Beamten hervorgeht. Und wenn wir den Bericht des Generalgouverneurs vom Jahre 1897 an den Zaren daneben halten, indem wir zugleich, zwischen den Zeilen lesend, die Zurückhaltung in Rechnung bringen, die sich der neuernannte Würdenträger gegenüber seinem Herrn auferlegen mußte, so werden wir finden, daß auch dieser kompetente Richter, wenigstens bis zum

Jahre 1897, den von seinem Untergebenen geäußerten Meinungen nicht gar zu fern stand.^{*)} Die russische Schule in Polen, der Rußland seit vielen Jahren eine Menge von Kräften opfert, die es sich am eignen Leibe absparen muß, hat nicht geleistet, was sie sollte, hat keine Berrussung, keine Verschmelzung zu wege gebracht. Und doch hat sie das geleistet, was wir von unsern deutschen Schulen in Posen fordern: in den russischen Schulen hat sich der junge Pole die russische Sprache angeeignet. Die nahe Verwandtschaft beider Sprachen macht, daß der Pole sehr leicht der russischen Sprache Herr wird. Wer es nicht in der Schule lernt, der lernt es als Soldat, als kleiner Beamter, kurz es giebt wenig Polen, die des Russischen völlig unkundig, und in den geschulten Schichten wenige, die nicht auch der russischen Schriftsprache mächtig wären. Allein mit der Sprache wird noch keineswegs das fremde Volkstum dem Polen eingepflanzt. Es ist in unsrer gegenwärtigen Zeit des Nationalitätenkollers ein sehr verbreiteter Irrtum, zu glauben, daß der Kenntnis einer fremden Sprache die Herrschaft der fremden Nationalität folge. Nicht das Erlernen der fremden, sondern erst das Verlernen meiner eignen Sprache wird meine Nationalität verwandeln. Der Pole nutzt die Kenntnis des Russischen gern zu seinem Fortkommen aus, indem er in allen russischen Landen mit dem Russen erfolgreich auf den Bahnen des Erwerbs in Konkurrenz tritt; dort kann nur ein scharfes Ohr den Polen vom Russen unterscheiden. Und doch bleibt die nationale Kluft bestehen, doch fühlt sich der Pole auch dort als Pole. Nur der Mann des Volks, des Dorfes, der Schriftlose wird mit der Sprache die Nationalität wechseln, und deshalb stärken wir in Posen nur das Polentum, indem wir ihm Bildung zuführen, ehe das Landvolk in der Mehrheit deutsch ist. Durch die Schulen werden wir das Volk den Händen der polnischen Priester nicht entwinden. Dieses Priestertum, die römische Kirche selbst, das ist leider auch bei uns der gefährliche Gegner friedlicher Verdeutschung. Es wäre die Pflicht der starken katholischen Partei des Zentrums, das Polentum aus der deutschen Kirchenverwaltung hinauszudrängen, den polnischen Priester durch den deutschen Priester zu ersetzen. Da aber das Zentrum immer mehr für Rom als für Deutschland sorgt, so bleibt uns nichts übrig, als uns auf die nichtkatholischen Konfessionen zu stützen und rücksichtslos die Einwanderung nichtkatholischer Deutscher in die polnischen Gebiete zu fördern. Posen muß protestantisch werden, um deutsch zu werden — das ist die Folge unsrer nationalen Nachlässigkeit.

Wir werden uns hoffentlich nie zum Vorwurf machen müssen, solche Thorheiten und Roheiten in den posenschen Schulen zu begehn, wie der Verfasser sie in den Schulen von Kronpolen brandmarkt. Wir dürfen annehmen, daß der deutsche Lehrer in Posen höher steht als der russische jenseits der Grenze; wir wissen unsre geistige Kraft, unsre ganze Kultur nicht bloß der

^{*)} Er soll seitdem seine Meinungen oder doch sein Verhalten merklich zu Gunsten des Regime Pobedonoszewsk geändert haben.

russischen, sondern auch der polnischen überlegen. Aber wenn die höhere Kultur auch immer erobernd vorgeht, so doch nur da, wo sie friedlich auftritt: mit dem Zwang verbunden verliert sie ihre Anziehungskraft, verliert sie ihren geistigen Charakter und ruft den Widerstand hervor. Daher verliert unsre Kultur, unsre Schule durch den Zwang, der sie begleitet, den besten Teil ihrer Kraft und sinkt in der Wirkung auf das nationale Empfinden der Polen auf die Stufe der polnischen oder russischen Kultur hinab: der Pole fühlt nur den Zwang, nicht die Wohlthat. Solche Maßregeln wie das Verbot privaten polnischen Unterrichts werden zur Folge haben, daß sie nur verletzt werden, um die Strafe und mit ihr die nationale Erbitterung herauszufordern; sie werden als ein besonders wirksames, besonders leicht verständliches Werkzeug in den Händen derer dienen, die den nationalen Haß zu schüren wünschen. Und sie werden nicht einen einzigen Polen dem Deutschtum zuführen. Wenn wir wähnen, unser Schulmeister werde uns Polen erobern — wie er die Franzosen besiegt haben soll —, so werden wir, fürchte ich, getäuscht werden. Polen wird nicht durch Schulen, sondern durch Einwanderer deutsch werden.

Der Deutsche geht nicht gern nach Polen; aber der Russe noch weniger gern nach Kronpolen. Wer dort Russe ist, der ist entweder Soldat oder Beamter; freiwillig läßt sich kein Russe in Polen nieder, es sei denn, daß ihm dafür vom Staat, ob direkt oder indirekt, große materielle Vorteile geboten werden. Der Staat hat es mit der Ansiedlung russischer Bauern versucht, ihnen Domänen und konfiszierte Privatgüter unentgeltlich zugeteilt, für ihre erste Einrichtung gesorgt, fast wie unsre Ansiedlungskommission, nur sehr viel billiger; und sehr bald haben sich diese Ansiedler verlaufen oder sind Polen geworden oder führen ein Bettelleben. Der Staat hat seit 1835 etwa 800 000 Rußner Morgen verschenkt, d. i. etwa 533 000 Hektar an Gütern, die ihm meist durch Konfiskation zugefallen waren, an Russen oder doch an russische Beamte und Offiziere; er verschenkte diese Güter als Majorate, daß sie in russischen Händen bleiben sollten. Aber nur sehr wenige dieser Majorate sind dadurch russischer geworden, als sie waren, denn sie werden nicht von den Besitzern bewohnt, sondern von Polen oder Deutschen verwaltet. Kaum ein Quadratfuß polnischen Landes in Kronpolen ist russisch geworden; denn der Russe will nicht in Polen leben und kann in Polen nicht mit Erfolg Landwirtschaft treiben. Er versteht das bei sich zu Hause nicht und noch viel weniger unter den fremden polnischen Verhältnissen. Welche ungeheuern Prämien hat die russische Regierung in Litauen auf den Übergang der Landgüter in russische Hände gesetzt, indem sie verfügte, daß niemand dort Land kaufen dürfe außer mit besonderer Genehmigung des Generalgouverneurs für jeden Käufer und für jedes Gut, und indem sie diese Genehmigung in der Regel an russische Abstammung und russischen Glauben band. Wenn bei der Not aller Landwirte der Gutsbesitzer zum Verkauf gezwungen war oder ist, so erscheint zur öffentlichen Versteigerung ein kleiner Beamter, ein russischer Schreiber, der sich vom Juden etwas Geld

geborgt hat oder mit ihm in Kompagnie getreten ist, und ein andres Strohmannlein, das er gedungen hat, damit die nötigen zwei Bieter auftreten können, und dann bietet er zehn Rubel für ein Gut von einigen hundert Hektaren und läßt sich von dem Partner auf hundert oder fünfhundert steigern, und dann hat er das Gut. Aber russischer wird das Land dadurch nicht, sondern nur wüster, denn das Schreiberlein beeilt sich, sein Gut in der Bank zu versetzen, Häuser, Wald, kurz alles Ablösbare zu verkaufen und die nackte Erde der Bank vor die Füße zu werfen. Oder er sitzt bestenfalls still und verkommen da und lauert auf einen privaten Käufer.

Fürst Imeretinski berechnet die Zahl der in Kronpolen lebenden Russen, ohne das Militär, auf 497 000 Köpfe,*) wobei indessen wahrscheinlich alle Nichtpolen, die russische Unterthanen sind, für Russen gelten. Wenn man von dieser Zahl dann noch die der russischen Beamten und ihrer Familien abziehen will, so dürften sehr wenig Russen auf diesem polnischen Boden übrig bleiben. Vor einiger Zeit hat die Politische Korrespondenz herausgerechnet, daß im Gubernium Petrikau ein Russe auf 72 Deutsche komme, was die lebhafteste Sorge des Herrn Gouverneurs von Petrikau und Verfassers jener Schrift wohl könnte hervorgerufen haben. Bei diesen Rechnungen sind augenscheinlich umgekehrt zu den Angaben des Fürsten Imeretinski weder das Militär noch die Beamten gezählt worden. Jedenfalls ist die freiwillige deutsche Einwandlung bedeutend stärker als die freiwillige russische, obgleich der Staat jene hindert und diese fördert, und obgleich der Russe weit wanderlustiger ist als der Deutsche. Die Triebkraft liegt in der Kultur, die den Russen wie den Deutschen nach Osten drängt, weil ihm dort eine geringere Kulturkraft gegenübersteht; von ihr, von der Kulturkraft der Völker, wird die nationale Zukunft Polens wie Kronpolens abhängen, nicht von der Schule und von dem staatlichen Zwang.

In dem Schlußkapitel unsrer russischen Schrift weist der Verfasser auf die allgemeine große Krankheit der russischen Regierung, die Zentralisation, hin als eine sehr wesentliche Quelle der Mißerfolge, die die russische Politik in Polen zu verzeichnen habe. „Äußere Symmetrie, sagt er, und äußerliche Gleichförmigkeit erscheinen bekanntlich vielen als der Gipfel der Ordnung, als das Ideal der Vollkommenheit.“ Aber die bis zum äußersten getriebne Zentralisation habe nicht zur Einigung der örtlichen Gewalten, sondern zu ihrer Uneinigkeit geführt. Die verderblichen Folgen der allgemeinen Zentralisation seien unzählig; sie ziehe künstlich alle die tüchtigsten örtlichen Kräfte in die Hauptstadt, verderbe viele von ihnen auf immer in dem hauptstädtischen Strudel, indem sie nutzlos die Provinz fleißiger Leute beraube und dadurch den Stand ihrer Intelligenz herabsetze. Die Worte von Lamennais: *La centralisation amène à l'apoplexie du centre et à la paralysie des extrémités* würden in der Praxis glänzend bestätigt. Wir werden dem russischen hohen Beamten hierin aufs Wort glauben dürfen.

*) a. a. D., S. 7.

Rehren wir nun noch zu den Kapiteln unsers Buches zurück, die von Galizien handeln. „Während Preußen — so heißt es da — die angrenzenden russischen Gebiete durch seine Auswanderer besiedelt, indem es nicht ohne Grund darauf rechnet, in ihnen für den Fall eines bewaffneten Zusammenstoßes mit Rußland thätige Verbündete zu finden, ist Österreich bestrebt, sich für denselben Fall eine Stütze in unsern Grenzlanden aus ihrer gesamten polnischen Bevölkerung zu errichten, besonders aus ihren intelligenten Klassen.“ Seit 1870 sei Österreich von der Furcht vor dem Panславismus und vor Rußland beherrscht und habe das frühere Mißtrauen gegen die von jeher dem Panславismus feindlichen Polen fahren lassen. Auch sei die Struktur Österreich-Ungarns dem polnischen Wesen verwandter als die der beiden andern Besitzer polnischen Landes. „Die Verbindung — meint der Verfasser — so widersprechender Einrichtungen wie Freiheit des Wortes und administrative Willkür, Föderalismus und Zentralisation, Freiheit des Bekenntnisses und fanatische Thätigkeit der Jesuiten, Konstitution und unbegrenzte Rechte des Geburtsadels mit vielfach erhaltenen feudalen Formen, unterscheidet dieses Land von allen übrigen Staaten Europas und nähert es in vielem dem politischen Bau der ehemaligen polnischen Republik, die ein Konglomerat eben dieser unvereinbaren Elemente und Anschauungen darstellte. Diese Ähnlichkeit zwischen Österreich und Polen mußte dem polnischen Adel gefallen, besonders aber den großen Magnaten. Sie sicherte ihnen das bequeme Leben, an das sie im Laufe vieler Jahrhunderte gewöhnt waren. Es versteht sich, daß die adliche Partei offen auf die Seite Österreichs überging und das Programm verkündete, das ihr bis jetzt zur Lösung dient: die Vereinigung aller Teile des alten Polens unter dem Szepter der Habsburger.“ Der Verfasser schildert die elenden Zustände Galiziens. Von 3060 Schulen, die 1847 bestanden, seien 1876 nur noch 2486 vorhanden gewesen; von 1847 bis 1862 sei die Bevölkerung um 50000 Köpfe gesunken, die Steuern aber von 13 Millionen Gulden auf 24½ Millionen gestiegen; schlechter Ernährung fallen jährlich Tausende (50000 meint er) zum Opfer; im Bezirk Lemberg seien von den zum Dienst Einberufenen im Jahre 1871 70 Prozent untauglich gewesen, im Jahre 1885 83 Prozent, im Bezirk Krakau im Jahre 1880 sogar 88 Prozent; das Volk sei zu 74 Prozent schriftlos; es sei dreifach so hoch besteuert als das Volk in Kronpolen, bei einem ländlichen Arbeitslohn, der viermal niedriger als in Kronpolen sei; das Körpermaß sinke herab, die Landwirtschaft stehe auf der niedrigsten Stufe; das Bauernland gehe rasch in die Hände der Juden über seit deren rechtlicher Emanzipation im Jahre 1869; der Jude sei der volle und einzige Herr in diesem Lande; von 6 Millionen Einwohnern seien 5 Millionen Bauern, die von 686000 Juden beherrscht würden.

Dieses Galizien nun sei heute der Herd aller polnischen, gegen Rußland gerichteten Wühlereien und Hoffnungen. Es sei erfüllt von Brennstoff, und der kleinste Funke könne die revolutionäre Flamme entfachen. Man könne sich unmöglich zu der gegenwärtigen Handlungsweise des Reichs der Habsburger

gegenüber Rußland gleichgiltig verhalten. „Österreich selbst stoße Rußland auf den Gedanken der Notwendigkeit, um der eignen Ruhe willen seinen Händen die polnischen Länder zu entreißen, die jetzt unter seiner Herrschaft stünden. Nicht zum Zweck der Eroberung seien wir genötigt nach dem Anschluß der galizischen Länder zu streben, sondern ausschließlich zum Zweck der Verteidigung“ (S. 173). Und in der Einleitung zu diesem Buche sagt der hochgestellte Verfasser: „Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß eine allendliche Befestigung der russischen national-staatlichen Idee in diesen westlichen Gebieten, deren größerer Teil uns gehört sowohl nach dem Recht der frühern Besiedlung als nach dem Recht der Besiegung der letzten Gebieter, zu vollenden möglich ist nur mit Einschluß in unsre Grenzen der zu Österreich losgerissenen ehemals russischen Länder, in denen jetzt der Mittelpunkt aller gegen diese Befestigung gerichteten Intriguen und Wühlereien gegründet ist. . . . Diese Länder heißen das galizische Rußland. . . .“

Das sind nun allerdings etwas sonderbare Gedankengänge eines russischen Würdenträgers und Schriftstellers. Erstens widersprechen sie der Geschichte, wenigstens der Geschichte, die wir nicht in russischen Schulbüchern, sondern in wissenschaftlichen Werken über die Vorzeit der unter dem Polen von 1770 vereinigten Länder lesen. Weder Halitsch, noch Krakau, noch Gnesen oder Warschau haben je zu dem Reiche gehört, das sich das Großfürstentum Moskau nannte, woraus das heutige Rußland entstanden ist. Normannische Fürsten haben einst zu Halitsch gesessen, als das heutige Rußland noch gar kein Staat war, als noch Finnen das Land besaßen, wo heute Moskau steht; Polen und Deutsche saßen und herrschten in Großpolen, Krakau und Schlesien, als noch kein Russe dorthin über den Dnjepr gekommen war. Wenn das heutige Rußland auf alle Länder Anspruch erhebt, die einmal von normannischen Fürsten aus dem Geschlecht Ruriks erobert worden waren, so könnten wir Deutschen mit demselben Recht einen großen Teil Rußlands als frühern Besitz der Goten zurückfordern. Niemals ist das Weichselland von moskowischen Russen besiedelt worden, und die Fürsten normannischen Stammes waren eben keine Slawen und herrschten über finnische, slawische, polnische, litauische Völker. Wenn Rußland nun aus der Geschichte ein Anrecht auf Galizien ableiten wollte, so wäre das der reine Panlawismus, der dieses Land für sich beanspruchte, weil es zum Teil, nicht von Rußland aus besiedelt worden, aber von den Ruthenen, einem slawischen Stamme, bewohnt ist. Aber der Verfasser fordert Galizien nicht nur aus diesem panlawistischen, sondern aus politischem Grunde für Rußland, und das ist ebenso überraschend wie der nationale Grund. Denn es ist überraschend, wenn sich jemand, der sich den Magen an Pilzen verdorben hat, damit helfen will, daß er nach mehr Pilzen verlangt. Rußland krankt schwer und lange an dem polnischen Bissen, und man sagt, daß es im Jahre 1864 Preußen den Vorschlag gemacht habe, das im Tilsiter Frieden ihm abgenommene Weichselland zurückzunehmen. Natürlich dankte Bismarck für das Geschenk, und Rußland schleppt sich weiter mit dieser ewigen polnischen Frage, von der der Verfasser

selbst gesteht, daß sie noch ungelöst sei. Sie ist in Kronpolen so wenig gelöst, daß wenn heute das Militär und die russischen Beamten daraus entfernt würden, nichts Russisches darin zurückbliebe. Die Wünsche des Verfassers sind von derselben Art, die Rußland immer weiter nach Asien hineingetrieben hat: die Nachbarn im Kaukasus sind unruhig, und man muß sie unterwerfen, um Ruhe zu haben; dann sind die Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, dann Chiwa, Samarkand, Buchara, Taschkent unbequeme Nachbarn, und man erobert weiter und weiter, um Ruhe zu haben. Nun soll Galizien genommen werden, damit in Kronpolen Ruhe geschaffen werde. Wie gut oder wie schlecht begründet nun auch dieser Wunsch sei, er hat einen ernsthaften Kern in der Thatsache, daß ohne alles Zuthun Rußlands die Frage auftauchen kann, was mit Galizien geschehen soll in dem Fall fortschreitender Zerlegung von Österreich-Ungarn. Sollte einmal das Unglück eines Zerfalls der lothringischen Herrschaft eintreten, dann gewinnt allerdings Galizien eine unheilvolle Bedeutung für die Nachbarstaaten. Die Polen mögen sich diese Zukunft weiter ausmalen. Für uns Deutsche könnte, sofern wir Posens völlig sicher wären, die Errichtung eines selbständigen polnischen Staats allenfalls das Interesse haben, daß sich den Polen, die sich dem Deutschtum unter deutscher Herrschaft nicht anschließen wollen, eine Zuflucht eröffnede. Denn billigerweise muß man es als ein sehr hartes Geschick anerkennen, daß Millionen von Polen heute national bedrängt werden, während die unter ihnen, die an ihrer Nationalität festhalten, außer in Galizien keinen freien Raum finden, wohin sie sich wenden können. Es würden sehr wahrscheinlich Tausende von Polen gern Posen verlassen, wenn sie nicht jenseits der Grenze vom Regen in die Traufe, sondern in freies polnisches Land kämen.

Ein künstlicher politischer Druck drängt die Polen von Osten her, und ein wirtschaftliches Bedürfnis zieht sie nach Westen hin — zwei Kräfte, die beide der national-politischen Entwicklung, wie wir Deutschen sie wünschen müssen, nicht entsprechen. Denn wir sind ein an Zahl stark wachsendes Volk und brauchen Erweiterung des Raums für den eignen Zuwachs, nicht Einengung durch fremde Zuwandlung. Ich teile die kleinmütige Sorge derer nicht, die in unsern westlichen Industriebezirken durch polnische Sachfengänger schon ein neues Posen entstehen sehen, oder die es für unheilvoll halten, wenn ostpreussische Landwirte mit polnischen Arbeitern, die aus Kronpolen bezogen sind, ihren Acker bestellen. Unbequem könnten diese Erscheinungen nur dann werden, wenn wir mit unbefonnener deutscher Ordnungsliebe diesen Sachfengängern sorgsam von Staats wegen eine neue Heimat mit Schulen und Pfarren und Priestern einrichteten, statt uns an einer guten Polizeiaufsicht genügen zu lassen. Die wirtschaftliche Lage von heute wird nicht ewig währen, und es werden wieder Zeiten kommen, wo unser deutscher Arbeiter froh sein wird, für den Lohn zu arbeiten, mit dem sich jetzt der Pole begnügt. Dann wird es mit der Sachfengängerei und der Verpolung ein Ende haben, und die natürliche Strömung aus den dichter bewohnten Gegenden in die dünner bewohnten, von West nach

Ost, wird wieder eintreten. Auch steht zu hoffen, daß unser armes deutsches Nationalgefühl allmählich zu bessern Kräften kommen und uns fähig machen wird, im Osten auch ohne Staatsstütze unsern Mann zu stehn.

Was hat die Deutschen in Siebenbürgen und in Livland sechshundert Jahre lang bei ihrer Nationalität erhalten, wenn es nicht die Freiheit, die Selbstbestimmung, die Notwendigkeit war, für sich selbst zu sorgen? Dasselbe Motiv hält heute den Deutschen aufrecht in Polen, am Don, an der Wolga. Wo der Deutsche im Osten von Volk zu Volk dem Fremden gegenüberstand, da hat er meist standgehalten: nur der staatlichen Macht kann er nicht widerstehn. Es ist ein arger Irrtum, zu meinen, daß Staatsdisziplin, Soldatenrock, Gewohnheit der Polizeiordnung den Menschen für den nationalen Kampf, für Kolonisation erziehe. Vielmehr scheint der Mann am wenigsten geeignet, in der Fremde auf eignen Füßen zu stehn, der aus dem best- und meistregierten Lande kommt. Wer immer mit einem Auge nach dem Mann über ihm gesehen hat, verliert leicht den festen Boden, sobald er allein stehn soll; für wen gleich nach dem Gebot „Du sollst nicht stehlen“ das andre kommt „Du sollst parieren,“ der sucht in der Fremde bald nach jemand, dem er parieren könne, besonders wenn er nicht von Hause aus jemand findet, dem er befehlen kann. Denn Ordnung muß sein, und er empfindet es als Unordnung, wenn er nicht befehlen oder wenigstens gehorchen kann — einerlei wem. Das liegt ihm nicht etwa im Blut wie dem Franzosen, sondern ist die Frucht jahrhundertelanger kleinstaatlicher Erziehung mit ihren höchst pädagogischen Mitteln an hübsch abgestuften Ehrennamen, Titeln, Rängen und Orden und größeren und kleinern Souveränen, die uns zwar nicht die Erhabenheit des Staats, aber doch immer die Erhabenheit von Personen vor Augen führten. Im Innersten unsers Wesens sind wir anders, sind wir noch immer geneigt, unsern persönlichen Willen zu haben, der dann auch oft wieder hervortritt und sich zu seiner ererbten Kraft entwickelt, wenn er dauernd in fremdem Lande auf sich selbst angewiesen ist. Nur daß sich nicht bloß der Durchschnittsunterthan, sondern auch der Durchschnittsstaat bei uns in den Jahrhunderten allzusehr gewöhnt hat, es sich als Versäumnis seiner Pflicht anzurechnen, wenn in den Grenzen seines Machtgebiets etwas von öffentlicher Bedeutung geschieht, wobei er die Hand nicht im Spiel hat. Was er nicht münzt, das, meint er, gelte nicht, wo er nicht Gesetz und Regel giebt, da, meint er, sei keine Ordnung möglich, und läuft so Gefahr, in kolonialen Ländern ein geordnetes Staatswesen zu haben, noch ehe er dort Unterthanen hat, oder in Posen administrativ anders zu handeln, als die Politik ihn zu handeln anweist. Für nationale Ausdehnung ist diese Zeit nicht günstig, wo unser Kapital an Menschen und Geld daheim so leicht und vorteilhaft Anlage findet. Wenn aber in Posen viel nachzuholen ist, so liegt es in der Richtung der Kräftigung des dortigen Deutschtums durch den Staat, nicht in der pädagogischen Kräftigung des dortigen Polentums noch in direkten Repressalien gegen die Polen durch den Staat. So wenig die Russen ihre Polen, so wenig wird unser Staat unsre Polen zu Deutschen machen:

für die Lösung dieser Aufgabe ist nur das deutsche Volk geeignet, unterstützt vom Staat, von ihm geschützt gegen polnische Ausschreitungen und Angriffe; und auch hier muß das Meiste die deutsche wirtschaftliche Eroberung thun.

E. von der Brüggen



An der Schwelle des Orients

Von E. Ad. Jeger



er heute um die Landspitze fährt, auf der die vielumstrittne Festung von Belgrad liegt, und aus der Save kommend die Donau abwärts reist, wird nicht mehr ganz die Eindrücke haben, die der Serbenfreund F. Kaniz anfangs der sechziger Jahre mit den Worten schildert: „Von der Donau wird die Ansicht der Feste wahrhaft pittoresk. Zahlreiche Bastionen gipfeln sich übereinander, Stiegen und Galerien sind zur Verbindung überall angebracht, Wachthäuser von orientalischer Form kleben an den Mauern, Flaggenbäume und Signalfangen ragen neben den Mündungen riesiger Paighans von englischem Ursprung in die Luft. Das abschüssige Glacis zeigt die zwischen Gestrüpp hervorragenden beturbanden Leichensteine des türkischen Friedhofs. Mehr links im Vordergrunde schmilzt die einstige Türkenstadt mit ihren zahlreichen Gärten in einen reizenden Park zusammen. Im Hintergrunde des herrlichen Prospekts erhebt sich der beste Teil der Christenstadt, der mit der Festung gleich hochliegende Platz und der Palast Mischä mit seinen metallgedeckten Zinnen, von dessen patriotischem Erbauer dem Vaterland zur Velika Schkola (Hochschule) gewidmet.“ Um zunächst eine beiläufige Bemerkung über Mischas Patriotismus und seine schöne Schenkung zu machen, so denken jedenfalls die heutigen Serben über diesen anders; sie erzählen, Mischä habe den Palast für sich erbauen wollen und ihn nur auf einen sehr deutlichen Wink des Fürsten hin abgetreten, der kein schöneres Privathaus als sein damaliges Knefchenhaus in der Stadt habe sehen wollen. Oder sollten vielleicht eben nur die heutigen Serben nicht mehr daran glauben, daß man auch etwas aus Vaterlandsliebe thun könne? Wie das auch sei, heute schaut das schöne, an Hamburger Bauten erinnernde Hochschulgebäude nicht mehr über einen weiten freien Platz nach der Donau herunter, sondern dieser ist nun mit hübschen grünen jungen Anlagen bedeckt, in denen eines der vielen Standbilder von nur den Serben bekannten Idealgrößen steht, und von denen sich eine Anzahl gerader Straßen den Abhang herunter nach der Donau zieht. Von der alten Türkenstadt mit ihrem vielen Grün am Nordostabhang der Festung ist freilich so wenig mehr zu sehen, wie von den ehemaligen türkischen Grabstätten. Diese sind längst eingeebnet,